

Bericht von der 33. Tagung der Kaiserswerther Generalkonferenz vom 3. Juni bis zum 8. Juni 1986

Inhalt

1.	Vorwort	7
2.	Ansprachen	
	Bundespräsident Dr. Richard von Weizsäcker	9
	Ministerpräsident Dr. Johannes Rau	13
3.	Grußworte und Grüße	
	Diakonisse Ruth Felgentreff für DIAKONIA	19
	Präsident Prof. Dr. Theodor Schober	20
	für den Internationalen Verband für Innere Mission und Diakonie	
	Bischof Dr. Hans-Gernot Jung	20
	für den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland	
	Präses D. Gerhard Brandt	23
	für die Evangelische Kirche im Rheinland	
	Präsident Karl-Heinz Neukamm	25
	für das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland	
	Direktor Dr. Ernst Petzold	26
	für das Diakonische Werk der Evangelischen Kirchen in der DDR	
	Oberbürgermeister Klaus Bungert für die Stadt Düsseldorf	28
4.	Predigten	
	Gebet zur Nacht	32
	Pastorin Renate Biebrach	
	Eröffnungsgottesdienst	35
	Vorsteher Pastor Dr. Ferdinand Schlingensiepen	
	Kantaten- und Abendmahlsgottesdienst	39
	Direktor Pastor Karl-Wilhelm Gattwinkel	
	Schlußgottesdienst	45
	Präsident Pastor Werner Fink	
5.	Bibelarbeiten	
	Vorsteher, Pastor Ferdinand Schlingensiepen	
	I. Lukas 4, 1 - 13	51
	II. Johannes 2, 1 - 12	57

6.	Festvorlesungen:	
	Pastorin Brigitte Müller	67
	»Zeichen der Zeit werden zu Zeichen der Hoffnung«	
	Prof. Dr. Erika Schuchardt	91
	»Zeichen der Hoffnung - Krisen als Weg	
	zu neuer Lerngemeinschaft«	
	Generalsekretär des Oekumenischen Rates Pastor Dr. Emilio Castro	114
	»Zeichen der Hoffnung in oekumenischer Perspektive«	
7.	Vorträge: »Zeichen der Hoffnung«	
	Oberin Diakonisse Ruth Bleiker, St. Loup	126
	Vorsteherin Diakonisse Gertrud Schacky, Kaiserswerth	131
8.	Werkstattgespräche	136
9.	Wort an die Generalkonferenz, Präsident Werner Fink	184
10.	STERNTREFFEN	
	»Zeichen der Hoffnung«, Pastor Dr. Reinhold Lanz	189
	»Das Noahlied zur Generalkonferenz 1986«, Oberin Helga Mantels	197
	Meditation zum Thema, Pastor Günther Freytag	199
	Stimmen zum Sterntreffen (Auswahl)	208
11.	Fürbittengebet im Schlußgottesdienst	214
12.	Teilnehmerliste	218
13.	Erstellung der Kelche	223



Prof. Dr. Erika Schuchardt

Zeichen der Hoffnung – Krisen als Weg zu neuer Lerngemeinschaft Prof. Dr. Erika Schuchardt

Verehrte Jubilarinnen und Jubilare, liebe Gäste!

Daß wir heute in Kaiserswerth festlich versammelt sind und sogar zwei Jubiläen miteinander feiern, das wissen in unserem technischen Jahrhundert am gleichen Tag ungezählte Menschen, nicht nur in der Bundesrepublik, auch im Ausland. Die Kaiserswerther Werke in der Ferne sind mit uns unmittelbar durch die modernen Medien verbunden wie wir mit ihnen unter unserem Thema »Zeichen der Hoffnung«. Doch so selbstverständlich und mühelos, wie es heute ist, in Sekunden weltweit Rundfunk- und Telefonverbindungen herzustellen, so schwer ist es geworden, den Partnern der Information – neben den Fakten – auch eine inhaltliche Botschaft unserer Festversammlung zu vermitteln. Sorgen, Resignation, Ängste bestimmten, mehr als wir uns zugeben, unser Denken und Planen. Wissen wir denn, was wir sagen wollen, sagen sollten und können zu diesem festlichen Anlaß? Nicht zu Unrecht heben Journalisten heute immer wieder hervor: »Je mehr uns Wissenschaft und Technik in den Stand setzen zu erreichen, was wir wollen, umso hilfloser stehen wir vor der Frage, was wir denn eigentlich wollen. « Das ist unsere gegenwärtige Situation.

Gerade umgekehrt war es vor 150 Jahren. Damals in den Anfängen der evangelischen Schwesternschaften hat sich – um nur ein Beispiel zu nennen – folgendes zugetragen: Daß die Diakonisse Charlotte Pilz zum Symbol der Kaiserswerther Orientarbeit wurde, war eigentlich nur einem Postverschulden zuzuschreiben – also jenem technischen Unvermögen, Nachrichten rechtzeitig an Adressaten zu vermitteln. Die allerorts faszinierende Orientarbeit wurde weiter ausgebaut, weil die damals 1856 im Jerusalemer Alltag schwer tropenkrank gewordene Charlotte Pilz nicht die Einwilligung des Mutterhauses zur Rückreise erhielt: Der Brief mit ihrer Krankmeldung erreichte erst Monate später sein Ziel. Ohne Antwort geblieben, harrte sie aus, genas wieder und baute dann in mehr als 50 Jahren auf, was wir auch ihr Lebenswerk nennen können. Diese Zusammenhänge weist die Historikerin Diakonisse Ruth Felgentreff in ihrem Aufsatz »Frauen aus Kaiserswerth« nach.

Verstehen Sie: Damals hatte man den authentischen Auftrag, Diakonie zu treiben auch im fernen Land; die Botschaft war da, drängte zum Handeln; aber es fehlten rasche Methoden der Nachrichtenübermittlung. Heute verfügen wir über die Technik der Organisation und der Übermittlung von Daten und Wissen in alle Welt – auch für Diakonie –, aber es fehlt uns oft an der authentischen Botschaft!

Gibt es Zeichen der Hoffnung auf eine Zukunft, die sich als klare Botschaft erfassen lassen? Sie haben mich eingeladen, bei Ihrer Festversammlung über derartige Signale der Zuversicht zu sprechen. Ich frage mich: Wie ist unsere Situation in der Gesellschaft, in der

Kirche, der Diakonie, den Kaiserswerther Werken? Trifft die Frage nach Zeichen der Hoffnung nicht in eine Lage wachsender Hoffnungslosigkeit? Auch den Anzeichen von Hoffnungslosigkeit müssen wir uns stellen. Aber wer ist dazu bereit und in der Lage?

Ich denke, viele unter Ihnen wären aus meiner Sicht kompetenter als ich, anläßlich der Festversammlung über Hoffnung zu sprechen. Die Älteren unter Ihnen – mir eine Generation voraus – haben tagtäglich in der Praxis vor Ort unter schweren Bedingungen von der Hoffnung allein gelebt – das betrifft gerade auch Frauen der älteren Generation. In seiner Rede zum 8. Mai 1985 sagte der Bundespräsident *Richard v. Weizsäcker:*

» Den vielleicht größten Teil dessen, was den Menschen aufgeladen war, haben die Frauen der Völker getragen.

Ihr Leiden, ihre Entsagung und ihre stille Kraft vergißt die Weltgeschichte nur allzu leicht. Sie haben gebangt und gearbeitet, menschliches Leben getragen und beschützt . . .

Sie haben in den dunkelsten Jahren das Licht der Humanität vor dem Erlöschen bewahrt . . .

Wenn aber die Völker an den Zerstörungen, den Verwüstungen, den Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten innerlich nicht zerbrachen, wenn sie nach dem Krieg langsam wieder zu sich selbst kamen, dann verdanken wir es zuerst unseren Frauen.«

Schwestern sind in dieser Aussage mit eingeschlossen. Lassen Sie mich deutlicher fragen: Gibt es in der schwesternschaftlichen Diakonie überhaupt nennenswerte Zeichen der Hoffnung? Ein Ausschnitt dessen, was Frauen bewirkten, kam uns in den Blick in der mühevollen, jahrelangen Arbeit der Studiengruppe, die sich u.a. in ihrem 10. und vorerst letzten Band der »Kennzeichen-Reihe« mit Leben und Dienst evangelischer Schwesternschaften befaßte. Während dieser Arbeiten unter der Projektleiterin Frau Dr. Gerta Scharffenorth haben wir kritisch nach Zeichen der Hoffnung gefragt - bei unseren Gesprächspartnerinnen wie bei uns selbst als Gliedern der Kirche - und erlebten dann bei zahlreichen Besuchen in Ihren Häusern und bei der Erstellung der Schwesternschaftsstudie: Es gilt heute das, was wir glauben und zu leben suchen, neu zu entdecken als Zeichen der Hoffnung, diese Erfahrungen gemeinsam zu bedenken und weiterzusagen. Für mich persönlich ist die Erfahrung der zwölfjährigen Studienarbeit, stets ausgerichtet auf verschiedene, von Frauen getragene Aufgaben der Kirche, zu einem Zeichen der Hoffnung geworden. Ich möchte hinzufügen, wohl deshalb, weil Frau Dr. Scharffenorth in der Art, wie sie sich mit uns und mit Ihnen den Problemen zuwandte, wirklich half, »den Glauben ins Leben zu ziehen« (M. Luther). Viele Gedanken, denen ich hier mit Ihnen nachgehen will, sind daher Ergebnisse unseres - Frau Dr. Scharffenorths und meines - gemeinsamen Nachdenkens. Aber lassen Sie mich noch einmal wiederholen: gibt es überhaupt Zeichen der Hoffnung in unseren großen Diakonie-Werken? Zunächst ist es ja so, daß Zeichen niemals eindeutig für alle Menschen wegweisend sein können. Lassen Sie mich das beispielhaft zeigen:

- Für die einen ist das Jubiläum der Kaiserswerther Generalkonferenz ein Zeichen der

Hoffnung. Sie erleben darin die Kontinuität des verbandlichen Zusammenhalts im Dienst seit nunmehr 125 Jahren als Bestätigung bisherigen Denkens und Handelns; für sie bedeutet schon allein die Erfahrung des Durchhaltens wider alle Prognosen ein Zeichen der Hoffnung.

- Für andere verbergen sich hinter der Festveranstaltung viele Anzeichen von Hoffnungslosigkeit. Ihnen bleibt bewußt, daß im Alltag die Größe der heutigen Diakonie-Werke, die geringe Zahl jüngerer Schwestern, das Fehlen der mittleren Generation, sodann die unzureichende Kommunikation mit Kirche und Gemeinden, nicht zuletzt das Übergewicht ökonomischer und organisatorischer Aufgaben und Ziele Grund zum Verzagen geben.

An dem unterschiedlichen Erleben und Deuten dieser Feier zeigt sich, daß zwischen der Person der Beteiligten – jüngeren und älteren Schwestern, Vorstehern, Theologen, Verwaltungsdirektoren, freien Mitarbeitern –, deren lebensgeschichtlichen und lerngeschichtlichen Erfahrungen, aber auch ihrem sozialen Status – dem Beruf, der Rolle in Kirche und Gesellschaft – und ihren Deutungen der Entwicklung ein enger Zusammenhang besteht.

Es gibt also wenig allgemeingültige Zeichen der Hoffnung. Vielmehr werden Vorgänge durch uns, unsere Sichtweise und die Art, wie wir mit Erfahrungen umgehen und wie wir uns zu Lebensäußerungen anderer Glieder der Kirche verhalten, erst zu Zeichen der Hoffnung, oder sie bleiben >Nebensächlichkeiten«.

Darüber hinaus sind Deutungen abhängig von dem in der jeweiligen Zeit vorherrschenden Denken der Gesellschaft. Gerade am Wandelder Auffassungen von Diakonie in der Kirchengeschichte der letzten 100 Jahre läßt sich das zeigen: So wurde 1848 beim ersten Deutschen Evangelischen Kirchentag die diakonische Bewegung des 19. Jahrhunderts keineswegs als Erneuerung kirchlichen Lebens begriffen oder gar als »Lebensäußerung der Kirche« verstanden. Damals war die kirchliche Obrigkeit weit entfernt davon, Diakonie als Zeichen der Hoffnung anzuerkennen. So wurde *Wiecherns* Antrag auf Anerkennung der diakonischen Vereinsaktivitäten als kirchliche Dienste abgelehnt, und es dauert fast 100 Jahre, bis es zur Wende in der Grundauffassung der Kirche kam: Die erste Nachkriegssynode der EKD in Hephata-Treysa hat 1947 erst die vielfältigen Dienste der Liebe ausdrücklich zur »Wesens- und Lebensäußerung der Kirche« erklärt. Es kommt also darauf an, den je verschiedenen Zugang zu den Aufgaben und Problemen der Kaiserswerther Werke möglichst klar zu reflektieren.

Ich bitte Sie, mich nun auf dem folgenden Weg kritisch zu begleiten und selbst zu prüfen, ob das, was sich mir als Zeichen der Hoffnung erschloß, auch vor dem Hintergrund Ihrer Erfahrungen als solches bedacht und weiter verfolgt werden kann. Jedenfalls aber sollen meine Beobachtungen Anstoß zu gemeinsamen Nachdenken in diesen Tagen und später in Ihren Häusern geben.

Lassen Sie mich im ersten Schritt mit einer persönlichen Erfahrung beginnen, meiner Begegnung mit den Zeichen in Ihrem Kaiserswerther Emblem. Dann möchte ich in einem zweiten Schritt berichten, was ich auf der Suche nach Zeichen der Hoffnung erlebte. Im dritten Schritt möchte ich über Kreuzeszeichen in der Realität der Diakonie als Chancen für unser Lernen sprechen, anders ausgedrückt: über Krisen als Lernchance. In einem vierten Schritt möchte ich darlegen, welche Neuanfänge aus den Krisen hervorgingen, mit anderen Worten, ich will zeigen: Krisen sind Wege zu neuem Begreifen gemeinsamer Aufgaben.

I. Das gewandelte Symbol - Unverfügbares Zeichen der Hoffnung?

Es ereignete sich damals, daß mir fast gleichzeitig zwei ähnliche Embleme ins Haus flatterten. Das eine war das Emblem des Internationalen Jahres des Friedens 1986, das ich als Mitglied der Deutschen UNESCO-Kommission erhielt; das andere war das Emblem der Kaiserswerther Generalkonferen, das verbunden mit der Anfrage nach diesem Referat auf meinen Schreibtisch kam. Es war sicher mehr als ein Zufall, daß mir die bildhafte Nähe der beiden Embleme auffiel, so daß ich beide genauer anschaute und das Symbol der Kaiserswerther Generalkonferenz als Zeichen lebendig wurde. Sie kennen ja das letztere seit langem – es begleitete Sie während der Vorbereitungsmonate, ausgehängt auf Plakaten in Ihren Einrichtungen, als Briefsiegel und als Postkarte. Auf den regionalen Sterntreffen – so hörte ich – haben Sie es selbst mit farbigen Papierbällchen plastisch ausgestaltet. Und doch, so frage ich: Haben Sie es in seiner Aussage wirklich erkannt? Mir fiel aus *Martin Bubers* Chassidischen Erzählungen Levi Jizchaks Geschichte über das Erlernen ein:

»Als Levi Jizchak von seiner ersten Fahrt zu Rabbi Schmelzke heimkehrte, herrschte ihn sein Schwiegervater an:

Nun, was hast du schon bei ihm gelernt?!«

›Ich habe gelernt‹, antwortete Levi Jizchak,

›daß es einen Schöpfer der Welt gibt. «

Der Alte rief einen Diener herbei und fragte den:

Ist es dir bekannt, daß es einen Schöpfer der Welt gibt?«

›Ja‹, sagte der Diener.

›Freilich‹, rief Levi Jizchak,

valle sagen es, aber erlernen sie es auch?««

Es ist etwas grundsätzlich anderes, ob eine Sache bekannt und von uns anerkannt ist oder ob etwas erlernt und ein entsprechendes Verhalten von uns erworben wurde. Was jedermann und überall bekannt ist, bedeutet noch keinesfalls die Bereitschaft und die Fähigkeit der Menschen, damit umgehen zu können.

Bei Gesprächen mit kirchenfremden Menschen wie mit Schwestern, Vorstehern, Verwaltungsleitern bei meinen Besuchen in Mutterhäusern und Diakoniewerken machte ich ähnliche Erfahrungen. Zunächst erkannten beim Vergleich der beiden Embleme alle das Gemeinsame: Beide Embleme leben von dem Symbol der Friedenstaube. In ihrer Aussage aber unterscheiden sie sich grundlegend:



UNESCO-Friedensjahr - Emblem -

- Die Friedenstaube im Emblem des UNESCO-Friedens-Jahres wird aus Menschenhänden für ihren Flug freigegeben, sie hat aber ihre Flügel noch angelegt, noch nicht zum Flug ausgebreitet und ist somit ohne jeden Halt; ihr zugeordnet ist im Halbrund das Siegeszeichen, der Lorbeerkranz. Die Hände verweisen darauf, daß menschliche Bereitschaft die Voraussetzung für Frieden ist.
- Die Friedenstaube im Emblem der Kaiserswerther Generalkonferenz gleitet mit weit ausgebreiteten Flügeln und mit einer Botschaft, dem Zweig als Zeichen neuen Lebens im Schnabel, nicht aus Menschenhand, sondern unsichtbar aus Gottes Hand; ihre Sicherheit bildet das Kreuz.

Als ich in den Mutterhäusern meine Frage: Was bedeutet Ihnen das Emblem? stellte, kamen zunächst rasch verfügbare Antworten:

 Die Taube symbolisiert seit Beginn der Mutterhausdiakonie die Friedensbotschaft und damit, daß Menschen vom Heiligen Geist geleitet zu Boten des Lebens und des Friedens werden. Den Ölzweig als Symbol neuen Lebens brachte die Taube nach der Sintflut zu Noah (1. Moses 8,8-11)



Kaiserswerther Generalkonferenz - Emblem -

- Als zweites wurde meist über der Taube der Regenbogen als Symbol für Gottes Bund mit den Menschen – genannt, als die Brücke zwischen Himmel und Erde. Nur selten wurde erkannt, daß der Regenbogen die Kreuzesbalken überlappt, das Kreuz also nicht das Endgültige ist.
- Als drittes wurde der Kreis mit den Initialen der Kaiserswerther Generalkonferenz als Symbol für die Ganzheitlichkeit der Erde – Gottes Schöpfung und Abbild der Fülle des Lebens – erkannt.
- Nur selten hörte ich eine Deutung des Kreuzes im Ganzen. Einmal hieß es: durch das Kreuz ist das Taubensymbol wieder glaubwürdig geworden; ein andermal: das Kreuz verweist auf das Osterkreuz. An diesem Punkt wagte ich dann eine Aussage, deutete das Kreuz als den tragenden Grund des Emblems, als zentrale Koordinate für den Flug der Taube mit ihrer Botschaft in diese Welt. Das aber heißt konkret: Wir, alle Mitarbeitenden, müssen das Kreuz wie Jesus tragen lernen. Nachfolge ist stets auch Nachfolge durch Dunkelheiten des Lebens, durch Angst, Verzweiflung, Verlusterfahrung, Krisen- und Trauerarbeit hindurch, um Auferstehung und neues Leben zu begreifen. So wurde mir das Kreuz im Emblem zum Zeichen der Hoffnung in den vergangenen

150 Jahren Ihrer Geschichte. Neu tritt es jetzt sichtbar für jedermann in das Blickfeld. Kreuzeserfahrung wird zum Koordinatensystem im Leben der Menschen, die sich zu dreifachem Dienst miteinander verpflichteten: zum Dienst an Hilfsbedürftigen, zu gegenseitigem Dienst und zum Gott Dienen im Hören auf sein Wort, im Gebet, Verkündigen und gemeinsamen Lobpreis. Was ich sah, wurde mir bei meinem Besuch der Graphikerin, Diakonisse Ingeborg Berggold, in Bethel bestätigt. Mehr noch, sie lehrte mich, in ihrem Emblem zu erkennen: Der Kreuzesweg ist ein Weg von der Finsternis zum Licht oder durch Dunkelheiten der »engen Pforte« hin zum Leben. Sie half mir entdecken, daß die Lichtfülle vom Boden des Kreuzes bis zum Horizont des Regenbogens zunimmt. Als ich sie zu fragen wagte, was denn für sie das Wichtigste an diesem Emblem sei, erzählte sie mir von einer Lebenserfahrung: Sie war Kunststudentin in Hamburg; ein Assistent des Professors provozierte sie vor allen Kommilitonen mit der Aussage, Kunst sei wertneutral und ohne jeden Seinsbezug. Daraufhin habe sie nur antworten können:

» Das sehe ich anders. Für mich ist das Kreuz zum Koordinatensystem meines Lebens geworden, darum ist es für mich auch in der Kunst entscheidend. Sehen Sie , sagte sie zu mir, das war die geheime Botschaft, die ich in das Emblem hineinlegen wollte. Und weil ich glaube, daß das Kreuz nicht das Letzte ist, sondern auf dem Kreuz-Weg der Nachfolge das Osterkreuz der Auferstehung folgt, ist es das unverfügbare Zeichen der Hoffnung in unserem Leben. Darum habe ich den Regenbogen der Gnade über die Kreuzesbalken hinaus gespannt. «

Für mich ergibt sich daraus: das Kreuz – unverfügbar für Menschen – wirkt als leitendes Symbol auf unseren Wegen im Verborgenen, es läßt Zeichen der Hoffnung wachsen. Das heißt aber: Dieses bewußte Annehmen des Kreuzes schließt die Erkenntnis ein, daß der Riß in Gottes Schöpfung durch jeden von uns, unser Tun und unser Lassen, entsteht. Durch individuelles und gemeinsames Handeln sind wir beteiligt an den Schwierigkeiten und Gefahren, die uns bedrücken. Das Kreuz bewirkt aber eine neue Zuordnung und Bewertung unserer Erfahrungen. Eine veränderte Sicht des Lebens, die Hoffnung eröffnet.

II. Auf der Suche nach Hoffnungszeichen

Ich machte mich dann auf die Suche nach Hoffnungszeichen durch Besuche und Gespräche in Kaiserswerther Häusern.

» Wissen Sie«, sagte eine Schwester, »es ist schwer über unsichtbare Zeichen zu sprechen oder sie zu erklären, aber ich denke oft, sind wir nicht mit unserem Leben ein Zeichen der Hoffnung?«

»Ich denke«, sagte ein Vorsteher, »wir dürfen an einem entscheidenden Staffellauf teilnehmen, und es hängt alles davon ab, daß wir die Staffette zur rechten Zeit an den rechten Läufer vertrauensvoll weitergeben!«

Eine Verbandsschwester sagte zu mir: » Wir wissen oft nicht den rechten Weg, aber wir

vertrauen, er kommt auf uns zu, wenn wir den Auftrag nur zuversichtlich weiterverfolgen!«

Und eine Diakonisse ergänzte: » Wichtig ist, daß wir die Augen nicht verschließen vor Weggabelungen an den Kreuzungen und vor allem Mut zum Wagnis für neue Wege haben.«

Vier Aussagen, vier Zeugnisse, aus denen ich, wie aus mehreren Gesprächen und Briefen, den Eindruck gewann: Schwestern gingen jahrelang durch eine Krise und erleiden sie noch. Sie haben sich durch das Kreuz leiten lassen, sie haben weitergearbeitet im Sinne ihrer dreifachen Grundverpflichtung zu dem gemeinsamen Dienst. Eine wirkliche Begleitung durch die Kirche im täglichen Erleiden ihrer Kreuzeserfahrung erlebten sie nicht, weder bei der Arbeit mit Leidenden, noch bei der Verarbeitung ihrer Infragestellung durch den Rückgang der Neueintritte von Schwestern. Mir kam bei solchen Aussagen der 23. Psalm in den Sinn: »Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir!«

Mir stellte sich die Frage: Wer interessiert sich eigentlich für die beruflichen und persönlichen Erfahrungen von Schwestern? Woher kommt die mangelnde Teilnahme an Ihrer Arbeit in der Kirche und den Gemeinden? Ich wurde betroffen durch die Erkenntnis: Die interne Krisenverarbeitung unter Schwestern ist seit langem in Gang, aber der offene interaktionelle Dialog mit anderen Kirchengliedern aufgrund der Krise schwesternschaftlicher Diakonie steht noch aus. Hat die gemeinsame Verarbeitung überhaupt schon begonnen?

Fast spiegelbildlich verstärkte das schriftliche Material meine Eindrücke aus Gesprächen: Vergeblich suchte ich nach einem offenen Dialog sowohl zwischen Frauen und Männern, als auch zwischen Schwestern und Vorstehern einerseits, mit Gemeindepfarrern andererseits über die tieferen Ursachen der Krise. Wie anders wird sonst verständlich, was in der Rückschau als Widerspruch offenbar wird: Anhaltende Diskussionen über »sterbende Mutterhausdiakonie«, und bei größeren Tagungen heißt es zuversichtlich: »Schwesternschaft lebt!«. Daneben optimistische Thesen zur »Diakonie als ökonomisches Unternehmen«. Drei Widersprüche will ich kurz beleuchten:

- Wie war es möglich, daß die folgende pessimistische Prognose der 50er Jahre von Heinrich Leich, damals Verbandsdirektor, in seinem wichtigen »Rechenschaftsbericht« (Sterbende Mutterhausdiakonie, 1955) unwidersprochen blieb: »Frauen sind nicht mehr zum Dienen bereit«? Ebenso, daß er die »Krise des Menschengeschlechts« in den Nachkriegsjahren allein auf Frauen bezog, mit der Begründung, bei ihnen sei der Wunsch nach Selbständigkeit und eigener Verantwortung erwacht?
- Wie war es möglich, daß die hilfreichen Umfrage-Ergebnisse zur Krise der Mutterhäuser von der Theologin Maria Weigle (Warum haben unsere Mutterhäuser so wenig Nachwuchs?) von 1950/51 nicht aufgegriffen und diskutiert, nicht einmal in relevanten Aufsätzen zitiert wurden? Sie hatte die objektiven Faktoren des Nachwuchsmangels schon 5 Jahre vor Leich nachgewiesen, nämlich die Beanspruchung junger Mädchen

auf dem Lande und im Handwerk wegen der im Krieg gefallenen Männer, den Rückgang der Kinderzahlen auch in ländlichen Familien, aus denen bisher viele junge Schwestern kamen, die nötige Mithilfe der Töchter von Flüchtlingsfamilien beim Wiederaufbau der Existenz, vor allem aber die neuen Ausbildungswege für Frauenberufe in der Kirche. Schließlich verwies sie auf die Skepsis junger Menschen gegenüber christlichem Reden bei Erwachsenen, weil sie in der Zeit des Nationalsozialismus viele Enttäuschungen erlebt hatten, sowie auf die Notwendigkeit, neue Formen der Einübung in verpflichtende Diakonie mit jungen Frauen zu entwickeln.

Selbst im Berichtsband der so fruchtbaren Dresdner Generalkonferenz (1979), die mit dem Thema »Schwesternschaft lebt – Nur eine Handvoll Menschen« einen scheinbaren Widerspruch benennt, blieben drängende Fragen ausgespart. Die Unterbewertung von Frauenarbeit in der Kirche, das Problem der Zusammenarbeit von Männern und Frauen – im Kontext der überlieferten Rollenverständnisse –, die Bedeutung von Schwesterngemeinschaften für die Kirche. Erst jetzt, im Jubiläumsjahr 1986, wurde vom leitenden Pfarrer des Diakoniewerkes Kaiserswerth, Ferdinand Schlingensiepen, festgestellt (in: Kaiserswerth – gestern, heute, morgen), wie schwer es doch ist, Denkweisen zu verändern, Geschichte neu zu übermitteln. Zitat: »Zöllner (Vorsteher) konnte noch sagen, Gott habe der Frau das Dienen und dem Manne die Leitung anvertraut. Wir denken so nicht mehr, aber wir handeln danach.«

- Noch ein dritter Widerspruch fiel mir auf: Wie kam es nach der großen Erweiterung diakonischer Einrichtungen in den sechziger Jahren zu dem erstaunlichen Optimismus, daß es ohne große Anstrengung möglich sei, solche »Großbetriebe« klar nach Kriterien der Nachfolge führen zu können? Schlägt man die Fachliteratur zur Leitung großer Diakoniewerke nach, dann ist man überrascht, welche Dominanz nunmehr die ökonomischen Kriterien gewonnen haben. Ich frage mich allerdings: Lassen sich die Probleme der Betreuung von Hilfesbedürftigen und von menschlichen Formen der Kooperation verschiedener Mitarbeiter so einfach von betriebswirtschaftlichen Erfahrungen und Regeln her lösen? Gewiß, wir brauchen präzise ökonomische Kentnisse, aber diese Theorien lassen sich nicht kritiklos anwenden in Einrichtungen, die Jesu Liebe zu den Schwachen und Hilfsbedürftien durch die Art und Weise ihres Handelns bezeugen wollen. Diese Entwicklung kann ich nicht als Hoffnungszeichen aufgreifen, weil hier menschliche Probleme und im Glauben begründete Konflikte verdrängt werden, Kann man z.B. das Dienstverständnis der Diakonissen oder das von ihnen durch Gehaltsverzicht erarbeitete, in Gebäuden investierte Betriebsvermögen bei Planungen so rasch übergehen? Das sind nur zwei Beispiele für theologisch ekklesiologische Probleme in manchen neuen Konzepten für Diakonie-Werke als ökonomische Unternehmen.

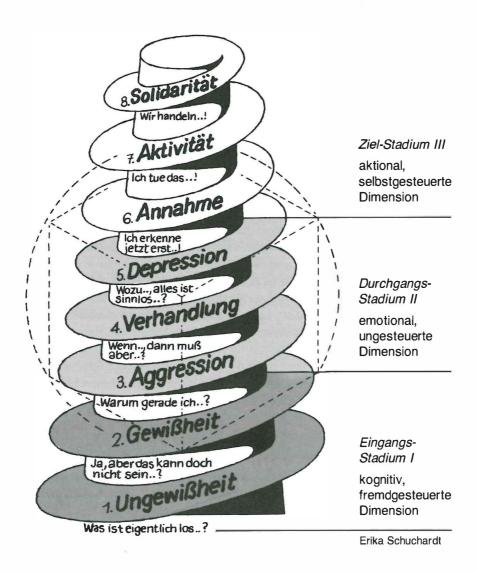
Auf der Suche nach Hoffnungszeichen gewann ich den Eindruck: die oft zitierte Krise der Mutterhausdiakonie wurde von den Beteiligten ganz unterschiedlich erfahren. Die für

Leitung und Administration verantwortlichen Männer sind nur mittelbar, das heißt nicht direkt existentiell betroffen. Die Gründe dafür sind offenkundig: Sie leben in anderen finanziellen Rahmenbedingungen und anderer Lebensform mit ihren Familien. Sie können auch ihr Dienststelle wechseln. Das alles trifft auf die Schwesternschaften - insbesondere die Diakonissen - so nicht zu. Auch Diakonissen und Verbandsschwestern haben zweifellos die Krise verschieden erfahren, obwohl viele erfahrene Verbandsschwestern solidarisch mit Diakonissen die Probleme der Übergänge zu den großen Diakoniewerken mitgetragen haben. Da es aber Männern und Frauen hier um die gemeinsame Aufgabe geht, ist eine offene vertrauensvolle Kommunikation über Probleme und Ziele unabdingbar. Offenheit auf der Beziehungsebene ist eine Voraussetzung für gemeinsame sachliche Klärung der Probleme. Die bekannten amerikanischen Wissenschaftler Glaser/Strauss sprechen in diesem Zusammenhang vom ›offenen‹ im Gegensatz zum ›geschlossenen Bewußtheitskontext aller Beteiligten in Kommunikationsvorgängen: Unvorhersehbares, Wunder wie Verwundung ereignen sich in der solidarischen Begegnung als Voraussetzung für fruchtbaren Dienst. Die unzureichende oder gestörte Kommunikation zwischen Männern in Leitungsaufgaben und den Schwesterngemeinschaften verweisen auf Behinderungen der Beziehungsfähigkeit von Männern und Frauen in gemeinsamen Aufgaben. Unter Schwestern sind sie weithin erkannt, aber noch nicht verarbeitet, - nicht zuletzt, weil es manchen Männern schwerfällt, dieses Problem zuzugeben und so eine gemeinsame Verarbeitung nicht zustandekommt. Bei meinen eigenen breiten Untersuchungen von Krisenbiographien, besonders der letzten vier Jahrzehnte, zeigte es sich, daß gerade Frauen - über 80 % der Autorinnen – gelernt haben, mit Behinderungen zu leben; das heißt, sie entwikkelten Lernbereitschaft und Lernfähigkeit. Zu fragen bleibt nun: werden Frauen und Männer ihre Kommunikationsprobleme als Problem der Beziehungsfähigkeit anerkennen, genauer als »Behinderung« annehmen? Sind sie bereit, mit- und voneinander zu lernen?

Aus dem Neuen Testament wissen wir: in Christus ist das Alte vergangen, alles ist neu geworden! Das läßt sich sicher nicht von jeder Beziehung zwischen Gruppen in der Kirche, zwischen Armen und Reichen, zwischen Christen verschiedener Rasse und Kultur, zwischen Akademikern und nicht universitär Gebildeten sagen, auch nicht von der Beziehung zwischen Frauen und Männern in der Kirche. Wir denken hier an Galater 3,28 und die dort bezeichneten Gegensätze. Sind wir von dieser Verheißung her nicht alle Behinderte? Behinderte, die durch Christi Kreuz und Auferstehung befreit werden von Schuld und Versagen? Unser erster Schritt dazu ist es, das Kreuz Christi anzuerkennen und zu bejahen und uns dem zu öffnen, was Gottes Geist in uns wandeln will. Solche Offenheit für die Erneuerung der Beziehungen von Frauengruppen untereinander und von Männern und Frauen in der Kirche wären Zeichen der Hoffnung!

Bei dem Studium von fast 400 Biographien Behinderter oder ihrer Angehöriger – aus der Zeit von 1900 bis 1986 – habe ich aus ihrem Leidensweg Einsichten gewonnen, die für uns alle von Bedeutung sind: Ich habe gelernt, welche Stufen von Abwehr, Nicht-Begreifen, schmerzhaften Fragen, von Resignation und schrittweise neuem Erkennen sie durchlaufen mußten, um ihr Leben und ihre Beziehungen neu verstehen zu lernen. Ich will nun in knappen Umrissen diesen Lernweg darstellen, den unmittelbar Betroffene und ihre mittelbar betroffenen Begleiter angesichts existentieller Krisen bewältigen müssen. Indem wir versuchen nachzuvollziehen, welche Erfahrungen Behinderte durchmachen, erweitert sich unser Horizont für notwendige eigene Lernwege, die Gott uns >zu-mutet - auch in Bezug auf die genannte Behinderungen unserer Beziehungsfähigkeit, die es in gemeinsamen Aufgaben zu überwinden gilt. (Zum Nachfolgenden vergleiche weiterführende Ausführungen in meinem Buch: Warum gerade ich . . .? Behinderung und Glaube. Burckhardthaus – Laetare Verlag, 4. erw. Auflage 1985, S. 21ff. (Literaturpreis 1984) und in meinem Buch: Biographische Erfahrung und wissenschaftliche Theorie. Soziale Integration Behinderter, Band 1. Klinkhardt Verlag, 3. erw. Auflage 1986, S. 94ff.)

- Der Lernprozeß verläuft in drei Stadien vom Kopf (kognitiv fremdgesteuert) durch das Herz (emotional ungesteuert) zur Hand-lung, dem Handeln (aktional selbstgesteuert); dabei haben die Betroffenen wie in einer Spirale acht Phasen zu durchlaufen. Die auf dem Bild zu erkennende Spirale veranschaulicht die lebenslange Unabgeschlossenheit solchen Lernens oder den mühseligen Weg durch die enge Pforte zum Leben:
- Im EINGANGS-Stadium des Erkennens der Behinderung geht es von der 1. Spiralphase der Ungewißheit» Bin ich wirklich behindert? « hin zu der Gewißheit» Ja, das ist so «; aber das kann doch gar nicht sein! « Männer und Frauen zögern, Unfähigkeiten, auf die Krisen uns verweisen, als eigene Behinderung anzunehmen.
- Im DURCHGANGS-Stadium durchlaufen Behinderte Phasen der Aggression aufgrund uneingestandener Ängste und Ratlosigkeit. Hier möchte ich einmal das Beispiel von Unfähigkeiten in der Beziehung von Männern und Frauen herausgreifen. Übertragen auf unser Problem äußert sich das dann in Fragen wie: »Warum soll ich mich denn ändern?« In der Phase des Verhandelns: »Wenn ich beziehungsbehindert bin, dann muß ich mich eben distanzieren oder aussteigen.« »Wenn schon Behinderungen vorliegen, müssen dann nicht die Frauen sich ändern?« »Sollen wir etwa die Aufgabenverteilung den Frauen überlassen?« In der Phase der Depression aufgrund der notwendigen Umstellungen, die in den Blick kamen, des Mißlingens von Änderungsversuchen, bricht die Frage auf: »Wozu denn? Alles ist sinnlos! Die Probleme sind so vielschichtig und weit gespannt, daß wir überfordert sind. Sollten nicht andere Fragen den Vorrang haben?«
- Im ZIEL-Stadium, der Phase der Annahme der Behinderung, zeigt sich: erst jetzt nach



schmerzhaften Erfahrungen, wird es möglich, Behinderungen anzunehmen. Das ist die Voraussetzung, daß wir lernbereit und lernfähig werden. Es beginnt dann eine Phase der Aktivität: Versuche werden unternommen, Partnerschaft einzuüben, sowohl zwischen Frauen verschiedenartiger Dienstverpflichtungen, als auch zwischen Männern und Frauen. Nun kann man verzichten auf Schuldzuweisungen. Erst nach solchen Lern-Versuchen kann die 8. Spiralphase der Solidarität erreicht werden. Solidarität zwar eine Grundeinstellung, aber sie muß sich immer wieder neu bewähren. Solidarität

als neue Geschwisterlichkeit zwischen Männern und Frauen – ausgerichtet an der biblischen Verheißung des Neuwerdens ihrer Beziehung – entfaltet sich in einer Offenheit füreinander, die Anerkennung als Gleiche ermöglicht.

Schwesternschaften haben in den Jahren der Krise ihrer Gemeinschaften das Eingangs-Stadium von der Ungewißheit zur Gewißheit unter Schmerzen durchschritten. Im Durchgangs-Stadium zu verändertem Verhalten haben sie meist die Phase der Aggression verdrängt und sind oft in Resignation geflüchtet. Einige sind in dieser Phase, weil aggressive Reaktionen in der Kirche allzu rasch negativ beurteilt werden, aus der Schwesternschaft ausgetreten. Viele Schwestern, besonders solche, die Verantwortung tragen und dabei die Unterordnung der Frau unter den Mann als gottgegebene statische Ordnung verstehen, ringen angesichts patriarchalischer Strukturen weiterhin mit Depressionen. Doch einige Schwestern in leitenden Aufgaben konnten aufgrund der biblischen Verheißung die Krise als Lernschance begreifen, als Chance, zu neuem Miteinander erkennen und bejahen. Sie bemühen sich, Perspektiven, die von ihnen für notwendig erkannt wurden, in der Praxis zu vertreten, auch wenn ihnen dieses oft große Probleme einbringt. Klare, vertrauensvolle Bemühungen um Klärungen der Krise in den Mann/Frau-Beziehungen gibt es, soweit ich sehe, noch nicht. Darüber hinaus scheint mir, daß bisher diese Krise in den Diakonie-Werken noch nicht als entscheidende Frage für die Zukunft erkannt ist. Wir finden aber den Weg in die Zukunft nur, wenn wir den Mut haben, offen miteinander lange verdrängte Probleme anzugehen. Unsere Sprache bietet für solche schwierigen Aufgaben auch den Begriff »sich-ermannen«. Sind wir Frauen wohl so hoffnungslos ängstlich, daß die Sprache keinen Begriff bietet für unsere Bereitschaft, schmerzhafte Umstellungen zu vollziehen und Mißstände zu verändern?

Was in den großen Diakonie-Werken an Aufgaben solcher Krisenverarbeitung ansteht, für Personengruppen und Dienstgemeinschaften, ist zugleich natürlich auch eine Aufgabe vieler Einzelner. Viele Menschen müssen ihren je eigenen Beitrag dazu leisten. Darum möchte ich Sie bitten, mit mir nun diese individuellen Lernvorgänge in den Blick zu nehmen.

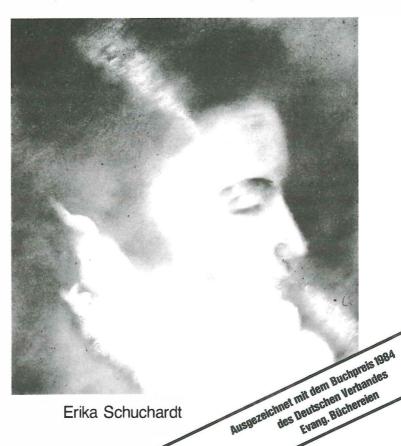
Vor einiger Zeit stellte mir ein Künstler für das Titelblatt meines Buches zur Frage »Warum gerade ich . . .? Behinderung und Glaube« ein Bild zur Verfügung. Es handelte sich um das Portrait einer jungen Frau und war das Werk eines Betroffenen. Er malte es angesichts einer ausweglosen Situation – dem Leiden an der Todesgewißheit seiner krebskranken Frau (vgl. dazu ihre Biographie »Ich werde leben« in meinem Buch: Jede Krise ist ein neuer Anfang. Aus Lebensgeschichten lernen. Patmos Verlag 1984).

Auf den ersten Blick erschreckte das Dunkel des Hintergrundes, seltsam überstrahlt von dem flutenden Licht eines weißen wehenden Spitzentuches am unteren Bildrand. Ließ man sich aber ein auf das Dunkel der Schatten, dann erkannte man zwischen Hell und Dunkel die Konturen des sensiblen Gesichtes. Die angespannten Züge, die leicht erhobenen Augenbrauen, die aufeinander ruhenden, doch zum Sprechen bereiten Lip-

• K | Warum gerade ich...?

Pädagogische Schritte mit Betroffenen und Begleitenden

Behinderung und Glaube



pen, die gesenkten Augenlider verrieten das Geheimnis, das sie bewegt: sie ist eine Suchende, Fragende, die gesammelt lauscht; man meinte zu erkennen, sie erwarte die Antwort nicht mehr von außen, sie sucht nicht mehr umherirrend den Horizont außerhalb ihrer selbst ab nach Lösungsversuchen, vielmehr richtet sie ihren Blick, ihre konzentrierte Wachsamkeit nach innen, sie horcht in sich hinein, sie ringt um ihre eigene Antwort. Die Diagonale eines ganz schwachen Lichtstrahls durchbricht das Dunkel; Licht breitet sich aus über dem Antlitz, Einsicht wächst und gewinnt Raum. Man spürte, es erschließt sich ihr offene Zeit und Zukunft. Die Verse von Manfred Hausmanns ** Weg ins Dunkel** kamen in den Sinn:

» Wer das Licht begehrt, muß ins Dunkel gehen, was das Grauen mehrt, läßt das Heil erstehen, wo kein Sinn mehr ist, waltet erst ein Sinn, wo kein Weg mehr ist, ist des Weg's Beginn.«

Kann uns die Intuition des betroffenen Künstlers ein Schlüssel sein, hat er vielleicht den Zusammenhang von Leiden und Lernen erfaßt?

Vielleicht helfen uns einige exemplarisch ausgewählte Gedankengänge aus Philosophie und Literatur weiter. Der Philosoph Hans-Georg Gadamer beschäftigt sich mit dem Leiden im Zusammenhang mit Überlegungen zum Wesen der Erfahrung (vgl. Wahrheit und Methode, S. 329ff.). Er hält es – unter Berufung auf Hegel – für gesichert, daß Erfahrung im weitesten Sinne nur aus negativen Erlebnissen erwächst, daß Erfahrung aber nicht etwa nur den Satz »aus Schaden wird man klug« umfaßt, sondern viel weiter greift. Er findet die wesentliche Dimension der Erfahrung schon bei Aischylos in der Antike formuliert, nämlich in der richtigen Erkenntnis des Satzes: Durch Leiden lernen – pathei, mathos – Ich wiederhole: nicht »aus Schaden lernen«, sondern »durch Leiden lernen«. Gadamerführt dies aus für unsere Zeit (a.a.O., S. 339f.): »Was der Mensch durch Leiden lernen soll, ist nicht dieses oder jenes, sondern die Einsicht in die Grenzen des Menschseins, die Einsicht in die Unaufhebbarkeit der Grenze zum Göttlichen hin«, ich füge an: die Einsicht in unsere persönlichen Grenzen. Und weiter: »Erfahrung ist also Erfahrung der menschlichen Endlichkeit. Erfahren im eigentlichen Sinne ist, wer ihrer inne ist, wer weiß, daß er der Zeit und der Zukunft nicht Herr ist.«

Verstehen wir das recht: Hier wird nicht etwa ein Sinn, ein Zweck des Leidens konstruiert; hier wird vielmehr Leid als konstitutives Element für das Verständnis des Lebens erfaßt – dies kommt dem christlichen Glauben sehr nahe, ist aber auch ein philosophischanthropologischer Ansatzpunkt.

Kehren wir noch einmal zu dem Antlitz der Frau zurück: Es hatte den Anschein, als sei es dem Künstler gelungen, zugleich den vom Leiden Betroffenen wie den schon im Leiden erlösten Menschen abzubilden: eine Glaubende, die nicht frei ist von Schmerz, Verlust, Entbehren, aber im Leid frei wird für Gott. Haben wir durch Leiden unsere Endlichkeit erfahren, hat unser blindes Verlangen, alles machen zu können, seine Grenze gefunden, so stößt auch das Selbstbewußtsein unserer planenden Vernunft an seine Grenze.

Wir sind befreit vom zwanghaften Handeln und Agieren für das Lassen-Können und fähig zum Verzicht auf unsere bisherigen festen Vorstellungen, für die Fähigkeit, gelassen zu werden gegenüber notwendigen Veränderungen. Das ist es zum Beispiel auch, was der Philosoph und Theologe Kierkegaardin seinem Ringen um das »Entweder-Oder« als die Neubesinnung des Menschen auf sein eigentliches Sein als neues Dasein vor Gott entfaltet. Für Kierkegaard gibt es nur noch den einen Sprung »hunderttausend Klafter tief ins Ungewisse«, das Wagnis des Glaubens, sich in der tiefen Bedrohung des Daseins rückhaltlos dem liebenden Gott anzuvertrauen. – Für unser Thema bedeutet dies u.a. mit den ökonomischen Regeln und Konzepten kritisch umzugehen.

Auch Hans-Georg Gadamer hatte darauf hingewiesen, daß die Einsicht in die Grenzen des Menschseins eine religiöse Erkenntnis und damit diejenige Erkenntnis sei, die schon die Geburt der griechischen Tragödie bewirkte. Gehen wir diesem Gedanken nach, so finden wir bei Benno v. Wiese, einem Literaturhistoriker unserer Zeit, Überlegungen, die in unserem Thema weiterführen können. In seinem sehr umfassend angelegten Werk »Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel« unternahm er den Versuch, die Geschichte der Tragödie als eine Geschichte der »Gestaltung des menschlichen Leidens« darzustellen. Auch für v. Wiese ist die Tragödie ein gestaltendes Befassen mit den Grenzsituationen des Lebens (vgl. a.a.O., S. 18, 665) – die Übereinstimmung mit Gadamers Gedanken ist unverkennbar.

Aus den Darlegungen Benno v. Wieses greife ich zwei für uns besonders relevante Beobachtungen heraus: einmal die Aufdeckung eines inneren Wandlungsprozesses, in dessen Verlauf der in einer Grenzsituation leidende Mensch sich von der Verneinung des
Schicksals zur Bejahung des unfaßbar schweren Daseins bewegt; er erfährt, wie Benno v.
Wiese formuliert, »jenes paradoxe Leid, das uns . . . nicht den Unwert, sondern gerade
den Wert des Lebens zum deutlichen Bewußtsein bringt« (vgl. a.a.O., S. 6ff.). Das Leid
vernichte nicht scheinbar das Leben bis an die Wurzel, es mache vielmehr seinen Wert zugleich in einer erschreckenden doch auch strahlenden Weise sichtbar.

Benno v. Wiese gelangt dann zu einer Unterscheidung zwischen der »Erlösung vom Tragischen«, bei der das Leben aufgehört habe, tragisch zu sein, und – darum geht es ihm vor allem – der »Erlösung im Tragischen selbst«, bei der die Tragik von innen her gewandelt und aufgehoben werde (vgl. a.a.O., S. 13ff.). Von Wiese zeichnet freilich nur Entwicklungslinien der Tragödie auf, verrät uns nicht, wie der leidende Mensch die »Erlösung im Tragischen« gewinnt. Doch fällt es nicht schwer, in dem Ringen und Kämpfen des Leidenden, das er darstellt, ein Lernen zu erkennen. Dies aber nicht etwa als Sinnbedeutung des Tragischen, sondern als Chance zum Leben.

Die Ratlosigkeit gegenüber Leiden, skeine Antwort wissens auf die Frage nach dem Warum – das hat, übereinstimmend mit Auffassungen der neueren Theologie, auch dieser kurze Durchgang durch neuere Literatur, haben Erwägungen von Philosophen und Schriftstellern ergeben. Aber das Leid anzunehmen und in Geduld zu warten, bis eine eigene Antwort auf die Frage nach dem Wozu des Lebens gefunden ist, dafür fanden wir

durch das Bild der Leidenden und die erwähnten philosophisch-literarischen Aussagen Fingerzeige.

Doch warum dieser Exkurs über Leidenserfahrung und Deutung des Leidens? An diesem bedeutsamen Tage wollen wir uns nicht täuschen über Konflikte, Schwierigkeiten und Widersprüchlichkeiten in den weitgespannten diakonischen Werken. Hoffnung für die Zukunft gewinnen wir dann, wenn wir unseren Anteil an diesen Problemen erkennen, unsere Unfähigkeit, Glaubensinhalte in die Praxis von Christen der wissenschaftlichtechnischen Welt zu übertragen. Das heißt aber: nur im Blick auf das Kreuz gewinnen wir die Freiheit, Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben zutreffend zu formulieren.

IV. Neuanfänge aus den Krisen - vom Geheimnis des Lernens

Das Bild von unserer Wirklichkeit würde jedoch zu eindimensional, wenn ich als Zeichen der Hoffnung allein formal auf Erfahrungen aus Krisen verwiese. Ich wollte mit meinem Gedankengang zeigen, daß selbst dort, wo sich in Dunkelheiten kein Lichtstrahl am Horizont aufzeigt, wo es scheinbar nur Ausweglosigkeit gibt, das Leben dem Suchenden erst die eigentliche Erhellung der Wirklichkeit bringt, also Zeichen der Hoffnung eröffnet.

Lassen sie mich daran erinnern, was ich eingangs sagte: Es gibt keine für alle Menschen in gleicher Weise ermutigenden Zeichen der Hoffnung, aber es gibt die Fähigkeit, ja das Gebot, zwischen Verfügbarem und Unverfügbarem zu unterscheiden. Für Christen entstehen Zeichen der Hoffnung in der Gegenwart wie seit je dort, wo der Aufruf Jesu zum Neuwerden aller einzelnen als Kreaturen Gottes gehört wird; wo wir aufbrechen zu neuem gemeinsamen Hören und Erkennen, gemeinsamem Denken und Handeln und dabei die von Menschen geschaffenen Trennungen hinter uns lassen. Zeichen der Hoffnung sind nicht verfügbar, sondern Signale im Prozeß des Wachsens und Reifens unter den veränderten Bedingungen unserer von der Wissenschaft und Technik bestimmten Zeit. Überall da, wo Menschen ihre Erfahrungen miteinander reflektieren und sie im offenen Gespräch zu Erkenntnissen verdichten, werden Neuansätze möglich.

Ich möchte nun einige Neuansätze in Diakonie-Werken als Zeichen der Hoffnung hervorheben:

- 4.1. Auch wenn die Krise infolge von Beziehungsbehinderungen verschiedener Art in der Mutterhausdiakonie noch nicht als Aufgabe erkannt und aufgearbeitet ist, haben sich bei den Schwesternschaften von der Kirche unbemerkt Wandlungen vollzogen, die ihre Beziehungsfähigkeit unübersehbar vertieft und verstärkt haben. Das will ich mit vier Beispielen belegen:
- Als erstes ist die Erweiterung von Lern- und Arbeitsangeboten für junge Menschen zu nennen.

Sie als Schwestern haben sich - an der Verdoppelung ihrer Ausbildungsplätze im ver-

gangenen Jahrzehnt ablesbar – auf die Jugend eingelassen. Sie lernten, mit der jungen Generation zu leben und zu arbeiten; das heißt, junge Menschen absichtslos – und nicht unter Nachwuchsgesichtspunkten – auf dem Weg der Berufsvorbereitung und der Einübung in den Glauben zu begleiten. Es war eine Unterrichtsschwester, die resümierte: *Unsere jungen Schwestern wissen oft nicht, wie sie ein Kopfkissen richtig aufschütteln sollen, es fehlt ihnen hinten und vorn an praktischen Fertigkeiten, aber eines können sie phantastisch, sie können die Herzen unserer Patienten wunderbar wieder aufschütteln. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie gut sie zuhören können. Und wenn sie auch nur selten in unsere Gottesdienste gehen oder an unserem geistlichen Leben nicht regelmäßig teilnehmen, so ist es doch immer wieder erstaunlich, wie sehr sie sich darum bemühen, ihren Glauben ans Krankenbett mitzunehmen und ihn so mitten ins Leben zu ziehen. «

 Als zweites: die Öffnung der Dienstgemeinschaft für verschiedene Lebensformen. Sie – in beiden Schwesternschaften – haben über viele Konflikte hinweg die Offenheit gewonnen, bei gemeinsamer Dienstverpflichtung die unterschiedlichen Lebensformen mit je anderen Lebenserfahrungen zu bejahen. Das Miteinander von Diakonissen und Verbandsschwestern hat begonnen, zu einer fruchtbaren gegenseitigen Ergänzung zu werden.

Eine Praktikantin war es, die mir von ihren Erfahrungen erzählte: » Wissen Sie, was für mich das Wichtigste bei meiner Ausbildung war? Das kann man eigentlich gar nicht so in Worte fassen: Es war eigentlich immer jemand da, mehr noch, es hatte immer jemand Zeit zum Zuhören, ich meine auch zum Aushalten von Tränen oder zum Schweigen miteinander, aber auch wenn man mit seinem Zorn nicht fertig wurde. Verstehen Sie, das war bei den Diakonissen genau wie bei den Verbandsschwestern wie so'n Schuttabladeplatz, ein seelischer Müllcontainer, aber der war erstaunlicherweise nie zu voll, der hatte immer noch Platz. Und was noch ganz wichtig war: Das war für die Schwester gar nicht Pflicht. Es war wie unsichtbar und doch für jeden für uns sichtbar vorhanden. Ja, das war es, dieser Raum von Geborgenheit, den ich verlassen konnte und in den ich ungefragt wieder und zu jeder Zeit zurückkommen konnte, Ja, verstehen Sie, da mußte ich niemals Angst haben, daß die Tür irgendwann verschlossen war. «

Dann war es ein Patient – zuvor selbst Mitarbeiter –, der mir aus seiner doppelten Erfahrung anvertraute: »Ein Diakonissenkrankenhaus, was ist das? Wissen Sie, fast wie ein Zuhause, nein, fast mehr wie ein Zuhause: Da ist immer zuerst ein Mensch, der für dich da ist, dann natürlich das ganze Haus, ich meine die Gemeinschaft, die man spürt, und dann das Wichtigste, man muß nicht fromm sein. – Und da ist noch etwas: Da ist auch noch jemand für die Angehörigen. Hier kann niemand in den Abgrund stürzen. « (Ich erinnere mich dabei an die Worte Rainer Kunzes: »Ein Pfarrhaus – ein Dach, ein Haus und muß nicht beten. «)

 Als drittes: Öffnung für die individuellen Lernprozesse zur Selbst-Werdung. Sie haben das alte, am ununterbrochenen Dienst orientierte Schwestern-Leitbild überwunden – unter anderem auch unter dem Druck des gesetzlich geregelten 8-Stunden-Tages. Sie haben bei dieser schwierigen Umstellung gelernt, auch Ihr Person-Werden als Aufgabe zu verstehen. Anders formuliert: Sie haben mit dem zweite Teil des Liebes-Gebotes »Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst« ernst gemacht.

Während der Studienarbeit begegnete uns eine Schwester, die einmal beiläufig erwähnte, wodurch ihr Horizont sich so erweiterte, daß sie Diakonisse bleiben konnte, ich meine Diakonisse im Vollsinn des biblischen Begriffes:

»Ich hatte eine Phase tiefer Unzufriedenheit mit mir selbst, mit den alltäglichen Aufgaben, mit unserer Gemeinschaft – auch in Glaubensfragen. Vier Jahre harter Arbeit im Ausland unter den Ärmsten der Armen haben mich so vielfältig und total gefordert, daß ich neuen Mut zu mir selber fand. Ich bin gern wieder zurückgegangen. Wahrscheinlich können Sie sich gar nicht vorstellen, daß Schwestern sich gegenseitig solche Freiräume zum Reifwerden schaffen. «

 Als viertes: die Vertiefung des geistlichen Lebens, die sich gleichzeitig, aber nahezu überall vollzog.

In den Mutterhäusern wird versucht, harte Arbeit der Diakonie mit gemeinsamem Gestalten lebendiger Hausgemeinschaften zu verbinden. Die Häuser der Schwesternschaften sind auch dadurch offener Raum für andere geworden. Sie haben gelernt, Menschen in Krisensituationen zu begleiten, ihre Lebensgemeinschaft mit anderen zu teilen, in der Hoffnung, auch zusammen mit anderen Menschen neue geistliche Erfahrungen zu gewinnen.

In einem langen Gespräch war es eine Vorsteherin, die das Ergebnis ihres Nachdenkens so formulierte: *Schwester sein, das ist für mich immer wieder Menschen begegnen, Neues sehen und begreifen lernen. In der Begegnung von Menschen geistliche Gemeinschaft erfahren, Gemeinschaft auch in tiefen Krisen, im Verzagen wie im Freuen, das ist für mich ein Geschenk. Solche Erfahrungen sind für mich unverfügbar. «

Aufgrund meiner Forschungsarbeiten sind für mich solche biographischen Aussagen besonders wichtig und aufschlußreich. Sie zeigen, daß Lernen sich ständig auf wechselnden Ebenen vollzieht und nur durch solche vieldimensionalen Vorgänge notwendige Veränderungen zustandekommen.

- 4.2. Ich möchte diese vier Zeichen der Hoffnung in schwesternschaftlicher Diakonie nun in den größeren Zusammenhang der Kirche stellen, um zu fragen: Haben diese Neuansätze in diakonischen Gemeinschaften Bedeutung für das Leben der Kirche? Lassen Sie uns kurz bedenken: Was gelangt heute vom Leben unserer Volkskirche in die Leistungsgesellschaft und deren Zielsetzungen?
- Für Hilfsbedürftige jeder Art Chronisch-Kranke, Schwer-Behinderte, Vereinsamte, alte Menschen – gibt es eine Vielzahl von rechtlich gesicherten Hilfen und Hilfsorganisationen. Darüber hinaus beobachten wir auch – als positives Element gegenüber dem Streben nach wirtschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen, kommerziellen Erfolgen – ein zunehmendes Fragen nach menschlicher Solidarität, auch eine wachsende Be-

reitschaft, zum Beispiel bei der Jugend, Menschlichkeit zu vermitteln. Dennoch wissen wir von kirchlichen und gesellschaftlichen Beratungsstellen und von Sozial-Tätigen, daß unter den Zwängen der dominanten technischen und ökonomischen Ziele die Zahl der Notleidenden ständig anwächst. Wer hat in der Hektik des Erwerbslebens schon Zeit für die sozial Schwachen? Wer sieht in Systemen totaler Versorgung noch die persönliche Verpflichtung, diese Gruppen von Hilfsbedürftigen mit Sorge zu tragen? Die Hilfsbedürftigen sind heute zu gesellschaftlichen Randgruppen geworden. Aber es ist ein Hoffnungszeichen, daß es in dieser Umwelt die Diakonie-Werke mit vielfältigen Formen fachlicher Hilfe und menschlicher Begleitung von Leidenden, Schwachen, Isolierten, unheilbar Kranken gibt. Freilich weiß ich, daß im Raum der Kirche in unserem Land wie auch anderswo die Bedeutung dieser Dienste oft gar nicht zureichend bewußt ist. Das ist vor allem eine Folge mangelnder Kommunikation von Kirche und Gemeinden mit dem weitgespannten Feld ihrer Diakonie. Weil ich selbst an anderer Stelle beruflich arbeite und daneben als Laie kirchliche Verantwortung trage, nehme ich mir die Freiheit, nachdrücklich festzustellen: Im Leben der an die Wohlstandsgesellschaft weithin angepaßten Volkskirche ist es ein Zeichen der Hoffnung, daß so viele Frauen, Frauengemeinschaften und Männer ihre Lebens- und Arbeitskraft dem Dienst an den Hilfsbedürftien zur Verfügung stellen. Z.B. spricht Erika Reichle in diesem Zusammenhang von »Diakonie als Verteidigung des Glaubens«. Da diese Dienste stellvertretend für alle Glieder der Kirche im Sinne der Gebote Jesu geschehen, können wir an diesem festlichen Tage nur unseren Dank dafür zum Ausdruck bringen! Freilich verbunden mit dem Wunsch, daß es uns künftig in der Kirche besser gelingt, Leben und Arbeit mit Hilfsbedürftigen gemeinsam zu tragen, nicht nur durch Geld-Spenden.

- Während unserer Schwesternschafts-Studien habe ich mit anderen Mitarbeiterinnen stark empfunden, wie sehr wir Ihre Erfahrungen in anderen Bereichen kirchlicher Arbeit brauchen. Vice versa, Sie aber wohl auch unser Mitdenken und unsere andersartigen Erfahrungen. Insofern ist wohl die intensive Kommunikation der Studiengruppe des Deutschen National-Kommitees des Lutherischen Weltbundes mit der schwesternschaftlichen Diakonie ein Zeichen der Hoffnung für bessere Wahrnehmung diakonischer Aufgaben und Anteilnahme an den Lasten diakonischer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.
- Mir scheint, zurückhaltend dürfen wir auch ein weiteres Zeichen der Hoffnung in der Kirche benennen. Seit wenigen Jahren wächst das Bewußtsein dafür, daß Frauen und Männer in den uns aufgetragenen Diensten aufeinander angewiesen sind. Wir können gewiß noch nicht von einer Verwirklichung der verheißenen Gemeinschaft von Frauen und Männern als den von Gott in gleicher Weise Berufenen sprechen das haben wir uns im zweiten Gedankengut meines Vortrages exemplarisch klar gemacht. Doch ist das Wahrnehmen dieser Aufgabe der erste Schritt zu verändertem Verhalten und zu gemeinsamem Handeln. Vielleicht kann diese Arbeitstagung dazu beitragen, daß der

zweite Schritt zur Bewußtseinsveränderng und zu zuversichtlichem Angehen dieser Aufgabe gelingt.

Das heutige Jubiläum gibt ja Anlaß zurückzudenken: Könnten Sie sich folgende drei historische Ereignisse heute noch vorstellen?

- Anläßlich des 100-jährigen Jubiläums der Generalkonferenz wurde beschlossen, einen Jubiläumsband in Auftrag zu geben unter dem Titel: »Frauen finden ihren Auftrag«. Er wurde einem Mann, Pfarrer Schauer, übertragen. Niemand widersprach, obwohl es doch in den 60er Jahren schon historisch und theologisch ausgebildete Frauen gab, die man als Autorinnen hätte gewinnen können. Im Geleitwort von Fritz Hoch (1960) hieß es wie folgt:
 - »Der Wunsch nach einer neuen Grunddarstellung der Geschichte der weiblichen Diakonie war schon lange lebendig in den Kreisen der Diakonie-Mutterhäuser... Wo war der Mann, der das gewaltige Material..., das in den reichen Schätzen des Fliedner-Archivs in Kaiserswerth gesammelt war, zu einer Gesamtschau der Geschichte der weiblichen Diakonie seit Fliedners Gründung verarbeiten konnte?«

Heute legen Frauen ihre verschüttete Geschichte in breiten Forschungen frei. Die Diakonisse *Anna Sticker* hat dies damals für die Diakonie begonnen. Eine dialogische Geschichtsschreibung steht freilich noch aus.

- Noch ein anderes Beispiel für die späte, aber doch erfreuliche Entwicklung: Anfang der 50er Jahre empfahl eine evangelische Landeskirche ihren Studentinnen, das Theologiestudium aufzugeben, weil sie keine entsprechenden Aufgaben bei der Kirche finden würden. Heute, 1986, sind knapp 40 % aller Theologiestudenten Frauen. Die Pfarrerinnen sind inzwischen unentbehrlich geworden.
- Noch weiter zurückgehend, wird eine Aussage des hervorragenden Neutestamentlers Adolf Schlatter Beispiel für das behinderte Wahrnehmungsvermögen unter führenden Persönlichkeiten der Kirche. Nach dem ersten Weltkrieg, als Schlatter 1918 zwei Studentinnen in seinem Seminar sah, rief er befremdet aus:
 - »Soll ich denn eine Mädchenschule (an der Universität) aufmachen?«
- 4.3. Ein vielleicht vielen hier noch kaum sichtbares Zeichen der Hoffnung sehe ich in bestimmten neuen Fragestellungen der Theologie, nämlich Resonanzen auf neue Einsichten, die in der Psychologie und Tiefenpsychologie, in der Erziehungswissenschaft und Soziologie der letzten Jahre lebhaft diskutiert werden: die hohe Bedeutung der Beziehungsfähigkeit für das Menschsein, für die Fähigkeit, verantwortlich zu handeln und in komplizierten Aufgaben zusammenzuarbeiten, wurde erkannt. Auch die Forschungen zu Krisenverarbeitungen, die seit 1970 von Jahr zu Jahr zunehmen und sich mehr und mehr differenzieren, sind hier zu erwähnen. Bei der Klärung und Vertiefung dieser Erkenntnisse kann die Theologie als Partner im Dialog nicht zurückstehen. Wenn ich recht sehe, sind im Bereich der Diakonie diese theologisch relevanten Einsichten aber noch kaum aufgegriffen und reflektiert worden. Es besteht aber kein Zweifel darüber, daß gerade in der schwesternschaftlichen Diakonie bewußt ist, daß Beziehungsfähigkeit von Frauen und

Männern für menschliche Arbeits- und Lebensbedingungen höchst bedeutsam ist. Für Schwestern gehört die Forderung dieser Fähigkeit zu den selbstverständlichen Zielen der Lernprozesse mit Schülerinnen wie in der eigenen beruflichen Zusammenarbeit.

Angesichts der großen Aufgaben, vor denen wir durch die Gefährdung unserer Lebenswelt stehen – ich denke nur an die Zerstörung der natürlichen Umwelt durch die industrielle Produktion und den Verkehr, das unaufhaltsame Wettrüsten, Hungerkatastrophen in Entwicklungsländern, braucht die Kirche die vorbehaltlose Zusammenarbeit von Frauen und Männern. Schon bei der ersten Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Amsterdam 1948 wurde dies im Blick auf Überwindung der Kriegsfolgen und den Aufbau friedensfähiger Gesellschaften festgestellt. Eine diakonische Kirche wird nur wachsen, wenn wir uns zu neuer Lerngemeinschaft zusammenfinden. Die Krisen, die Sie erleben und die wir in der Welt erleben, drängen dazu.

Abschließend möchte ich Ihnen ein Erlebnis aus der Ökumene erzählen, das den Grundgedanken des Glaubens lebendig macht: Bei der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Budapest 1984 hat das erste Mal eine Arbeitsgruppe das Thema »Behinderte Menschen in der Gemeinde« behandelt. Unter den 600 Teilnehmern fanden sich zunächst nur vier Menschen zur Teilnahme an dieser Thematik zusammen. Das veranlaßte mich als Berichterstatterin im Plenum festzustellen: »Sind wir, die Mitglieder der Vollversammlung, selbst behinderte Delegierte?« – »Ist die ›Arbeitsgruppe Behinderter« bei der Vollversammlung selbst eine behinderte Gruppe?« Durch ein Rollenspiel gelang es uns dann nonverbal, darum international verständlich, die Problematik der Isolation behinderter Gemeindemitglieder unmittelbar unter den Delegierten dieser Vollversammlung bewußt zu machen, Begegnungen ergaben sich, Leidenserfahrungen wurden geteilt. Schließlich konnten wir als Ergebnis die Einrichtung eines Office für Behindertenfragen sowohl im Weltrat der Kirchen als auch im Lutherischen Weltbund beschließen.

Sichtbarer Ausdruck dafür war die Konsultation im Februar 1986 in Genf mit Vertretern aus allen Ländern. Mein unmittelbarer Nachbar während dieser Konsultation war ein Japaner. Ich spürte seine Sprachbarrieren, wußte aber um seine großen Verdienste in der Pädagogik mit tauben und gehörgeschädigten Menschen. Da forderte ich ihn auf, zusammen mit mir doch eine Andacht zu gestalten. Mit Hilfe der Zeichensprache gab er mir zu verstehen, daß seine Englischkenntnisse dazu nicht ausreichten. Nun bat ich ihn einfach, mir doch zu erklären, in der Zeichensprache der Taubstummen, was denn dort sglauben heiße und ob die internationalen und japanischen Zeichen übereinstimmten. Er demonstrierte mir daraufhin, unterstützt durch sein gebrochenes Englisch, die unterschiedlichen Zeichen der Taubstummensprache für Glauben: Zunächst das international amerikanische Zeichen: Zwei Hände ziehen wie an einem Tau angestrengt den Glauben zu sich herunter; zögernd erklärte er:

»So können wir Japaner den Glauben nicht verstehen, es ist uns unvorstellbar, daß wir den Glauben unter so qualvollen Anstrengungen und sogar noch mit der Kraft unserer beiden Hände zu uns herunterziehen müssen. Wir – das war er selbst – entwickelten ein eigenes neues Zeichen: die rechte Hand (das ist für uns Gott) ergreift die linke Hand (das bin ich, der Mensch), daraufhin kehrt sich die linke Hand um, richtet sich auf, öffnet sich und läß die rechte Hand in sich hinein. Durch Gottes Bemühen um mich, weil ich von ihm selbst er griffen worden bin; daraufhin kehre ich um, öffne mich und lasse Gott in mein innerste. Herz hinein; danach gehen dann beide Hände ineinander und bewegen sich, miteinande verschlungen, auf den anderen, den Nächsten zu (das heißt, es erfüllt sich die Neutestamentliche Botschaft, nach der Nachfolgen – »akolouthein« – und Dienen – »diakonein« – unbedingt zusammengehören).

Verstehen Sie, was für mich hier zum Zeichen der Hoffnung wurde? Ein japanischer Christ nimmt das amerikanische Zeichen für Glaube in sich auf, verwandelt es aber aufgrund eigener Erfahrung und Einsicht und macht es dadurch für alle Japaner – also auch für Nichtchristen – zu einem wortlosen Zeichen der Hoffnung.

So kann auch das eingangs veranschaulichte Emblem der Kaiserswerther Generalkonferenz – menschlichem Handeln unverfügbar – als Zeichen der Hoffnung wirken, wenn wir uns als wanderndes Gottesvolk immer wieder neu auf Gottes Wege mit uns einlassen, Christus-Zelte aufschlagen und wieder abschlagen hier und dort. Ein afrikanisches Sprichtwort sagt: »Wir wissen den Weg nicht, aber er kommt auf uns zu, wenn wir ihn gehen!« Wir aber kennen die Zusage Jesu: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!«

Ich wünsche mir, daß das Kreuz im Emblem der Kaiserswerther Generalkonferenz den Flug der Taube leitet: als *Annahme* der Trauerarbeit in schmerzlichen Prozessen des Verzichts auf überkommene Vorstellungen und als *Aufruf* des Osterkreuzes, künftig »neues Leben in Christus« mutig und zuversichtlich zu wagen.